

www.e-rara.ch

Blaue Tage :

Heer, Jakob Christoph

Konstanz :, [1904]

Kantonsbibliothek Thurgau

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-149933>

Unter den Tannen von Flims.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]



Unter den Tannen von Slims.

Im grünen Bündneroberland, wo der junge Rhein durch wilde Schluchten saust, liegt Flims, die vielbesuchte Sommerfrische, am Berggrund das Dorf, drüben gegen den in tiefen Klüften verborgenen Strom mitten im Tannenwald die Waldhäuser. Da berühren sich die äußersten Gegensätze. Gibt es etwas, was so ursprünglich, so kulturlos, so wild und so heilig wäre wie der Wald, sein Sturmesbrausen und sein Schweigen, seine gaukelnden Sonnenfunken und seine Düsternis, seine gebrochenen, alten Häupter und seine lichtfreudige Tannenzugend? — Da hinein aber hat sich der Mensch seine Sommerschlösser gebaut, da drängt sich eine internationale, meist großstädtische Gesellschaft, und die Leute, die im Drängen der Arbeit und des Genusses längst verlernt haben, den weichen Stimmen der Natur zu lauschen, die den Wald kaum wie eine ferne Jugenderinnerung kennen, kommen, legen für einige Wochen die brennende Sorge um den Gewinn ab, überhören die heizenden Rufe des Ehrgeizes und verzichten auf ihre geselligen Freuden. Der Wald aber, der gütige Wald nimmt die Kinder auf, heilt an ihren Leibern und Seelen mit seinem Sommer, was sie daran mit ihrem Winter gesündigt haben. Das ist Flims.

Die Gegend bildet ein riesiges, weites Felsensturzfeld, dessen Blöcke lange vor jeder geschichtlichen Erinnerung von den benachbarten Bergen herniedergeflogen sind, die Steinwüste aber ist begraben unter Moos und Tannen, und zwischen ihren Hügeln träumen in alten Trichtern kleine anmutige Seen. Tagelang kann man durch die Romantik wandern, bald ebenhin, bald leicht bergauf, bald etwas bergab, bald geradeaus, meistens aber in vielen Krümmungen um kleine oder große Blöcke, die grünübermoost eine Krone von Tannen tragen. Die Bäume haben oft die seltsamsten Standorte, die höchsten Steinzinken, gewählt; sie senken ihre knorrigen Wurzeln wie dichte Schlangen, die sich Beute suchen, über die vermittelten Felsen in das fruchtbare Erdreich, ranken und winden sich wie Menschen, die ihr Brot mit Schmerzen suchen, naschen wie die Ziegen ihr Futter in den Zerflüstungen und bilden ein geschlossenes Dach, unter dessen Schirmen nur das glänzendgrüne, demütige Moos gedeiht. Ich liebe das Moos. Ist es nicht rührend, wie es seine stillen Finger auf die alten Narben der Steine legt, wie es in lautloser Liebkosung die Blöcke des nackten Felsens bedeckt. Da schimmert es von hellen Sommerkleidern durch den Wald. Es gibt doch nichts Schöneres als helle Frauentoiletten im Grünen, je leuchtender die Farben um so schöner, und silberhelles Lachen im Waldschweigen, als ein überraschtes Liebespärcchen, das verlegen an Hagrosen zupft, bis wir vorüber sind, als eine einsame Leserin, der die Wangen über einer schönen Geschichte erblühen. Das alles kann man in Flims erleben!

Die Aussichtswarte der Gegend ist die Runcahöhe. Am Tannenweg dahin bildet der wasserreiche Segnesbach ein hübsches, weißes Ungewitter zwischen Wald und Felsen, halb eine Stromschnelle, halb einen Sturz, ein Gemenge von hundert kleinen Wasserfällen, die über-, unter- und nebeneinander wie eine Schar loser Rangen die scharfkantigen Blöcke hinunterpurzeln. Die schwarzen Steine, die aus den weißen Schäumen ragen, die düsteren Tannen zu beiden Seiten des Falles, der Wasserstaub, der eiskalt in Regenbogenfarben aufwirbelt, geben ihm eine überaus frische Stimmung, fast eine Herbigkeit, in der man nur an einem heißen Sommertag länger verweilen mag. Durch Blumen und Farn, durch Waldesgrauen und stille Felsenlandschaften, durch ein natürliches Tor mächtiger Blöcke steigen wir auf die Höhe und sonnen uns über einem Meer wachstumsfreudiger Wipfel im Frieden der Landschaft.

Berge rings im Kreis! Über der roten Wand des Flimsersteins schimmern die Zinken der Trinserhörner; die Ringelspiße schaut aus der Bläue des Himmels; tief im Hintergrund gegen das Glarnerland ragt ein seltsames Zackenwerk. Sind es Drachenzähne, ist es ein Zug verfehnter, halb verhüllter Gestalten, die in dramatischer Stellung versteinert sind? Vielleicht die Hexen Macbeths? Im Glarnerland heißen sie die Tschingelhörner, in Flims poetischer die sieben Jungfrauen. Zu ihnen empor steigt der Segnespaßweg, von ihnen herunter rauscht über die grünen Flimseralpen der Segnesbach. Neben den dunklen, geisterhaften Jungfrauen glänzt das weiße Firnfeld des Borab und steht das Lagerstöcklein,

ein gelber Zylinderhut, den ein Engländer dort oben vergessen hat. Linkshin ragen die Bündneroberlandberge in ihren Thälern; gegen Mittag drängt aus dem Lugnezthale eine andere weiße Schar, Berge überall, im fernen Hintergrund über Chur hinaus sogar noch das Silorettagebirge. Am meisten aber fesselt wegen ihrer Nähe und Kühnheit die hohe, jähe Wand des Flimsersteins. Oben lacht die grüne Alp Sura, unten lachen die Dörfer Flems und Fidas, und weiterhin steht in Träume des Mittelalters versunken der schlanke Turm von Hohentrins. An der hellen Felsenstirne sieht man einen blutroten Streifen. Ist dort einer der kühnen Fidaser heruntergefallen, die am Flimserstein wild heuen? Nein, der einzige, der einmal stürzte, fiel, wie der Volksmund erzählt, so glücklich, daß sein Heubündel vor ihm herflog, seinen Sturz milderte und er es gleich auf die Schultern nehmen konnte, so daß seine schnelle Heimkehr im Dörfchen überraschte. Die Sage erzählt vielmehr, daß der rote Streifen vom treuen Hirten auf Sura herrühre. Als er sah, daß Feinde das Thal aufwärts gezogen kommen, stieß er den Warnruf fürs Thal so mächtig ins Horn, daß ihm die Brust zersprang und sein Herzblut über die Felswand niederfloß. Die Naturforscher, die aber alles besser als die Frau Sage wissen wollen, leiten den roten Streifen von einem Eisenwässerlein her, das aus dem Felsen rinnt. Dafür erzählen sie viel Merkwürdiges von dem alten Bergsturz, den der Flimser Wald übergrünt. Vier Stunden weit könne man darüber gehen und er sei so tief, daß der Rhein mit seiner ungeheuren Schlucht ihm jetzt noch nicht auf den

Grund gekommen sei, obgleich er sich schon Jahrtausende durch den Schutt beiße und fresse. Fünfzehn Millionen Kubikmeter Stein seien damals auf das arme Tal gefallen. Das klingt doch auch wie ein Märchen.

Unter den kleinen Seen, die in der prankenden Einsamkeit des Flimserwaldes liegen, ist der eirunde, nur weihergroße Praupultesee der merkwürdigste. Auf dem trüben Wasser im tiefsten Waldestraum regt sich's, seine Fläche wirft Kreise, als ob Forellen springen, doch ist er fischlos; was dort kreist und brodelte, ist das Spiel verborgener Quellen. Sie steigen im Frühling mit mächtigem Schwall empor, versiegen aber im Herbst; im Winter liegt das Becken trocken und wir haben also das Beispiel eines kleinen Zirknizersees in der Schweiz. Aus dem Praupulte fließt das trübe Gletscherwasser unterirdisch ab, reinigt sich in der Erde und sammelt sich wieder im kristallklaren, blauen Caumasee. Ist der Praupulte der merkwürdigste, so ist der Caumasee das lieblichste der kleinen Gewässer, das reine Allerheiligste des Flimserwaldes. Besonders wenn man unvermutet von seinem Bild überrascht wird, wirkt das Bild dieses Märchens wie ein Zauberschlag! Man steigt von den Waldbäusern über den sanften Hügel hinab und erreicht die Poststraße, die sich durch den Wald schlängelt. Da fliegt der Blick in einen Abgrund, in der Tiefe träumt der kleine, reine See mit seinen unermüdlichen Farbenspielen. Stets atmet er geheimnisvolle Schönheit, und die Tannen stehen um die Wasser wie um die Wiege eines Königskindes. Der See hat etwas Selbstherrliches. Soweit der Augenschein reicht, entstehen seine Fluten

aus sich und vergehen in sich. Aus unerforschlichen Erdengründen steigen seine Wasser ans Licht, trinken die Sonne, glänzen und steigen gesättigt wieder hinab ins Dunkel, wie der Mensch, der aus einem Mysterium kommt, eine Weile seine Spuren zieht und in ein Mysterium verschwindet. Wie ein Menschenleben hat der kleine See im Waldegrund seine Sonne, seine Klippen, seine Untiefen und seine Stellen, wo er unergründlich scheint, wo sich das forschende Auge in den Aurtönen des Geheimnisvollen verliert. Nur eines aus dem menschlichen Leben fehlt ihm, die Stürme! „Laßt unsern Liebling in Ruh!“ sprechen die Tannen, und wenn sie selber in der Höhe schwanken und ächzen, so bleibt doch der See in der Tiefe still und schön wie ein Kindertraum. Wunderbar sind seine Töne im Wandel des Tages. Am Fröhnmorgen liegt er im tiefen Enzianenblau, dann zaubert die höher steigende Sonne ihre Lasuren in die Flut, ein Gemälde von Tannen und Felsen erzittert aus seinem Spiegel, Lichtstrahlen huschen darüber und dunkle Schlagschatten grenzen in die hellen Gewässer hinein. Die silbernen Mittagswolken spiegeln sich darin; der Friede des Nachmittags zieht mit leisen Schwingen über die Uferwipfel, und dann nahen die warmen Abendfarben, vergolden die Flut, geben ihr die köstlichsten Schmelztöne, schillernde Bläue, funkelndes Grün und wogendes Feuer, in der Nacht aber, wenn der Mond über ihm steht, ist der See so zauberisch wie ein Schilflied Venaus. Ja, so ein Becken voll Wasser zwischen den Tannen, wie das reizt, wie das entzückt! Besonders aber auch das Leben in und um ihn. Aus Lustbooten

tönt Gesang, denn unter den Kurgästen von Flims gibt es stets Sänger und Sängerinnen von Ruf, und ob sie den bittenden Mitgästen ihre Kunst hartherzig verweigern, auf dem See oder im Walde quillt ihnen das Lied doch aus der Brust, das Lied vom König in Thule. Unter den Bäumen um den See lagern an schönen Nachmittagen kleine Gesellschaften und schauen dem Spiel der stattlichen Forellen und den Schwärmen der kleinen Ellrizzen zu, die durch die prangende Klarheit ziehen. Fröhliches Badeleben! Damen und Herren tragen ähnliche Kostüme wie in den großen Meerbädern. Man schwimmt von der Badeanstalt zu einer malerisch übermoosten Klippe, die wie ein gestürzter Turm aus den Fluten ragt, oder auf ein baumüberschattetes Inselchen oder quer über den See in den Wald, durch dessen Stämme die Sonne blizt.

Erquicklich ist nach dem Bade ein Spaziergang. Ein Pfad geht vom Flimsensee durch unentwehte Ruhe, durch einen fast urwaldmäßigen Forst, in dem der lebendige Wald über den toten kriecht, geborstene Stämme modern und andere sich sterbensmüde an die nächsten lehnen, auf einen Grat an der Schlucht des Rheins. Man wird nicht leicht eine Dämonie finden, eine Landschaft so viel tiefer Trauer, wie die gräßlichen weißen Schlünde am Ende des Flimsenwaldes, in denen der junge Strom gischtet und in verlorener Tiefe durch eine Gallerie freideweißer Trichter zieht. Es ist ein Bild wie aus der Fantasie eines Fieberkranken. In diesen Schlünden sind Regen und Verwitterung voll toller Laune die Schöpfer einer überaus seltsamen Welt ge-

worden. Da steht eine verwunschene, zerfallene Stadt von Erfern, Pfeilern, Mauern, Thürmen und Schlössern. Auf die Zinnen und Kanzeln aber sind die kämpfende Tanne und Föhre gestiegen, geisterhaft sind sie hinaufgeklittert wie die Scharen der Unterwelt und halten todesmutig und zum Sterben erschöpft auf verlorenem Posten die Wacht des Lebens. „Die Zerstörung!“ brüllen die Wasser, „die Gedeihen!“ antworten die Bäume mit dumpfem Schmerzensschrei und erheben verzweifelt die Schilde gegen den Sturm. Ergreifend ist der stille, standhafte, wahnsinnige Wille der Bäume, das grüne Banner da aufzupflanzen, wo der Tod Herrscher ist. Die Föhre ist noch mutiger als die Tanne. Der rötliche Stamm ist verkrümmt, wie lange abwehrende Arme greifen die Äste einseitig ins Leere, die Wurzeln hängen zur Hälfte in der Luft, hexenhaft schwebt der Baum, der nächste Vogel, der sich auf seinen dürren Wipfel setzt, kann ihn in den Abgrund stürzen.

Das jenseitige Ufer ist noch wilder als dasjenige von Flims, an ihm hin windet sich die eine der beiden Straßen, die von Chur nach Ilanz, der „ersten Stadt am Rhein“, führt, durch Gallerien, über Erker und Brücken, ein schauerlich großartiger Weg; man traut seinen Augen kaum, wenn man drüben in den Felsen ein Reisewägelchen mit Pferd und Insassen ziehen sieht; es scheint nur ein Schattenspiel zu sein, ein Bild, das uns die erregte Phantasie vorspiegelt, und so recht begreiflich, daß Menschen, Pferd und Wagen durch diese Höllenlandschaft kommen, wird es einem erst, wenn man selber einmal an schönem Tage durch die Felsen fährt.

Doch liegt drüben auch ein Dörflein, Bersam, auf einem kleinen, grünen Fleck Wiese, der auf drei Seiten von den weißen Kreidetrichtern umgeben ist, und seit einem Jahr gelst und schrillt der Pöfß der Lokomotive, die hinauf nach Jlanz dringt, durch das gräßliche Chaos. Wenn das Glöcklein von Bersam weltverloren Abendfrieden läutet, die letzte Amsel im Wald singt, die Sonne an den Klippen erlischt, die Raben krächzend über die Schlucht fliegen, dann ist es, die Stimmen der Dämmerung gehen durch die Forste und Felsen, sie raunen: „Weiche, es wollen andere kommen, die nicht deine Freunde sind“; die Sage schaut mit großen Augen aus den verschatteten Gründen und bald, bald werden die weißen Frauen hervorschweben, die um die Felsen tanzen, die Reiter, die im Bergland erschlagen liegen, auf blutenden Pferden ziehen. Also zurück ins liebliche Flims, in die sommerliche Welt von Gästen. Die wenigsten lieben die schauerliche Schlucht von Bersam. Nur Eine hat sich daran begeistert und die Wildnis leidenschaftlich aufgesucht. Das war die Kaiserin von Rußland, die Mutter des jetzigen Zar's, die bei ihren Aufenthalten in Flims tagelang einsam durch die Dämonie der gottverlassenen Felsen stieg. Was die Kaiserin darin wohl träumen mochte? —

